

jetzt, erst etwas für Andre Vorhandenes, Außerliches werden; gerade wie Gewissensfreiheit nimmermehr es mit den im Innersten des Menschengestes keimenden Gedanken zu thun hat, denn die können nicht der Gegenstand der Befreiung sein, ebensowenig, als wir der Sonne zu leuchten erlauben können.

Es ist mit der Vaterlandsliebe, also dem ächten Liberalismus, mit nichts anders, als wie mit jeder Liebe, oder vielmehr als mit der Einen Liebe kurzweg. Edle, reine Liebe thut, was an ihr ist, daß der geliebte Gegenstand besser, vollkommener und seine Lage demgemäß möglichst glücklich werde. Wahre Liebe ist in Beziehung zu ihrem Gegenstande nie und keinen Augenblick unthätig, sie handelt. Kann nun Der sein Vaterland lieben, Der sich um dessen Befinden, dessen Mängel nie bekümmert? Der die Mittel, die ihm vernunft- und gesetzmäßige Berechtigung gewährt, nicht anwendet, fort und fort sich bei der Vervollkommnung seines Volkes zu betheiligen! und, da hier das Handeln durch Vernunft und Gesetz sehr eingeschränkt ist, wenigstens für sein Volk empfindet und spricht?

Wird nicht für Jedweden, der Urtheil und Beobachtungsgabe hat, die Vorlesung der Zeitgeschichte gehalten! Hierin liegt aber die Quintessenz unsrer deutschen politischen Zustände: die Einen wollen und die Andern sollen in dieser Vorlesung Nichts lernen. Was ist es aber anders, als Selbsttäuschung, bittere Selbsttäuschung oder Vermessenheit, Einen zu gebieten, daß er zu den Füßen eines gewaltigen Lehrers Nichts lernen solle, oder daß er, was zu lernen man ihn nicht hindern konnte, in seinem Innern vergrabe? Und gelänge es — leider gelingt es bei gar Vielen —, was Andre wird dadurch gefördert, als bitterer Groll oder stumpfsinnige Unterthänigkeit?

Für den selbstständigen Charakter gibt es keinen unerfreulicheren Anblick, als einen sonst achtbaren und tüchtigen Mann ohne eigne Meinung; einen Anblick, den man unter den Staatsdienern selbst der höchsten Stufen in Deutschland tausendfältig haben kann.

Es ist ein beweinenwerthes politisches Armuthszeugniß, was jetzt Tausende täglich sich dadurch ausstellen, daß sie ein offenes, freies Wort als ein Wunder von Kühnheit anstaunen. Es ist aber auch zugleich eine Verunglimpfung der Regierungen, die dadurch als Häscher jeden freien Wortes verdächtigt werden, was sie gewiß nicht sind. Leider haben die meisten Staatsdiener keine Worte für ihr Volk. Wem fällt da nicht die Stelle in des mannhaften K. B. König zu Anderbeck „Herr Hengstenberg anno 1845“ S. 21 ein: „Ihr Professoren auf Deutschlands Hochschulen, wo steckt ihr denn? Liebt Ihr die Ruhe als das Höchste? Oder seht Ihr diese mächtige Bewegung der Geister für so unbedeutend an?“

Ich meinerseits bin keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß ich als Staatsdiener meines Amtes mit Gewissenhaftigkeit zu warten, daß ich Dienstgehorsam und Achtung meinen Vorgesetzten zu erwei-

sen habe; ich bin aber ebenfalls keinen Augenblick in Zweifel, daß mein Interesse nimmermehr von dem des gesammten Volkes abseit liege; daß ich mit jedem Menschen die Berechtigung theile, mein Urtheil mir unabhängig zu bilden und frei zu äußern.

Nicht daß ich schon jemals daran irgendwie gehindert worden wäre! Das ist ja aber eben jene Staatsdienerschwach, daß sie sich nicht als denkende, freie Arbeiter, sondern als willenlose Sklaven verkaufen, was man gar nicht verlangte.

Es giebt für einen Staatsdiener, der mit dienstlicher Pflichttreue, und, wenn er ein sogenannter Gelehrter ist, regem Eifer für seine Wissenschaft, Liebe für sein Volk zu verbinden weiß, nichts Niederdrückenderes, als die Warnungen an das Volk, ihre Vertreter nicht aus den Staatsdienern zu wählen, denn sie stellen die Staatsdiener als dem Volke präsumtiv feindselig dar. Aber dieser höchsten Ehre, die ein Staatsbürger erreichen kann, dieser haben sich Tausende von Staatsdienern selbst verlustig gemacht! Das Erhebende des Staatsdienstes, für seines Volkes Interesse im ausdrücklichen Auftrage zu arbeiten — ein Vorzug, den wir vor dem Nichtstaatsdiener voraushaben —, und dabei mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut dem Volke anzugehören — Das kennt so mancher Staatsdiener nicht, der, mit seiner Besoldung noch nicht zufrieden, um jeden Preis nach jedem Lächeln hascht.

Je mehr aber das Gefühl für gesetzliche Freiheit und Recht sich über die einzelnen Glieder des Volks ausbreitet, und je mehr von dem Absolutismus dem Volke politische Berechtigung streitig gemacht wird, was ihm nur unter Beihilfe der Staatsdienerkaste gelingen kann, je länger also dieser peinliche, gespannte Oppositionszustand dauern wird, desto feindseliger muß sich die Stimmung zwischen Volk und Staatsdienern ausbilden. Dieser traurige Zustand wird überall da am Entschiedensten eintreten, wo eine gesetzlich weniger garantierte Stellung der Staatsdiener stattfindet (in Baden z. B. in den ersten fünf Jahren unbedingt widerruflich angestellt und zu jeder Zeit fast uneingeschränkt versetzbar). Man lese nur z. B. in badenschen Blättern, wie von dort ein kaltes, theilnahmsloses Sichzurückziehen der Staatsdiener von den unschuldigsten Volksversammlungen als etwas bereits gar nicht mehr Auffallendes berichtet wird; wie in der Ständeversammlung fast ohne Ausnahme die Staatsdiener unbedingt ministeriell sind. Außere Behaglichkeit des Staatsdieners einerseits und möglichste Abhängigkeit desselben andererseits (erstere durch letztere künstlich) werden und müssen bei steigender politischer Bildung des Volks zuletzt Volk und Staatsdiener in zwei geschiedene Klassen sondern. Man sagt oft, das Interessenehmen an den politischen Ereignissen verkümmere dem Staatsdiener den ruhigen Eifer für sein Amt, er habe sich nur und mit allem Eifer diesem allein zu widmen. Das Erstere gebe ich zu, das Andre nicht. Gegen jenen ersten Uebelstand (er ist es) giebt es in unserer Zeit des mächtig erwachten, wenn auch immerhin verkehrten Bewußtseins, nur ein Mittel: dem begründeten Verlangen des Fort-